

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 28 (1938)
Heft: 27

Artikel: Die letzten Hunde Dschingis Khans [Fortsetzung]
Autor: Haensel, Carl
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-643638>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die letzten **HUNDE** Dschingis Khans

Von CARL HAENSEL

Nachdruck verboten. — Copyright by J. Engelhorn's Nachf., Stuttgart. 1. Fortsetzung.

Bubenbergs achtete nicht darauf, daß man im Nachbarhaus die Läden des Obergeschosses schloß und zunagelte, soweit die Fenster nach seinem Grundstück hinüber sahen. Seine Aufmerksamkeit wurde von der Ankunft der keltischen Hunde völlig in Anspruch genommen. Er kommandierte die Wagenkolonne in den Garten bis vor die Terrasse. Eine bequeme Sandsteintreppe mit breiten Stufen verband sie mit dem Park. Die schweren Risten wurden vorsichtig heraufgetragen und wie Särge nach einem Eisenbahnunglück, eine nach der anderen, niedergegestellt. Die überdachte Terrasse war der geeignete Platz, vor Regen geschützt, aber doch frisch und feucht, ohne trockene Zimmerwärme. Er hatte vor, die Risten dort verschlossen unten zu lassen. Aber er war zu neugierig, wie die feinen Knochenreste die Ortsveränderung überstanden hatten. Er ließ zunächst eine öffnen, dann noch eine, und schließlich alle. Die Deckel wurden dann nur lose aufgelegt, da man vor Dieben hierzulande völlig sicher war, außerdem schwer verwertbare Skeletteile keinen besonderen Anreiz boten.

Die Hunde waren wirklich ausgezeichnet. Bubenberg freute sich auf die erstaunten Gesichter seiner Archäologen und trank mehrere Flaschen Dole de Sion. Dann schlief er schlecht, zumal der Mond in seinem Zimmer stand und träumte schwer. Er erwachte am nächsten Morgen mit dem bedrückenden Gefühl, daß irgendein Unglück geschehen sei. Aber der Tag ließ sich noch viel schlimmer an, als die grimmigste Laune argwöhnen konnte. Der Diener kam ihm niedergeschlagen entgegen. Statt des Morgenkaffees brachte er nur die Worte heraus: „Die Hunde von drüben sind es gewesen . . .!“

Bubenberg hatte an alles Mögliche gedacht, an Druckgefahr, atmosphärische Wechsel, aber doch nicht daran, daß eine Hundemeute seine kostbaren Skelette für einfältige Knochen hielt. Die Bestien des Kabassafal waren zur Nacht aus ihrem Zwinger ausgebrochen, der provisorisch im Hühnerhof angelegt war. Sie hatten sich auf das Grundstück Bubenbergs geschlichen, waren den Spuren der Lastpferde und der Menschen bis zur Terrasse gefolgt. Dort hatten sie die sorgsam ausgehobene Graberde zermüht, die Knochenreste angeknabbert, oder ganz gefressen. In den Risten hatten sie sich dann eingescharrt und eingeknistet, wie es ihre Vorfahren auf den unbewachten Friedhöfen vor Konstantinopel gewohnt waren.

Als Bubenberg auf den Alarm durch den Diener herunterkam, sah er das Letzte der Tiere aus einer der Risten hervorbekommen. Er hatte kaum gewagt, die empfindlichen Ueberreste der verflorenen Jahrtausende nur mit den Händen anzurühren. Aber diese Bestien hatten sich in seinen Heiligtümern geaalt, aus viehischer Wollust alles zerbißen, was menschliche Form noch eben andeutete. Mitten auf dem Rasen lag noch ein zerbrockelter Schenkelknochen, den sie auf der Flucht mitgeschleppt hatten und der unterwegs verloren worden war.

Bubenberg warf mit Steinen und Stühlen hinter ihnen her und brüllte nach seinem Jagdgewehr. In seine hemmungslose Wut tönte der Pfiff drüben aus dem Park. Der Türke lockte wieder einmal nach einem Treffen seine Hunde.

Ob er gelacht hat? Bubenberg konnte es nicht bestimmt sagen. Aber ein paar Verdachtsmomente prägten sich in sein Gedächtnis. Er verzichtete darauf, seinen Nachbar zu besuchen und zur Rede zu stellen. Er war durch die Ereignisse auf offenen Kampf eingestellt. Rache, nicht Entschädigung, war zu nehmen.

Der Tag war für jede ruhige Arbeit verdorben. Von frischem Unglück belastet, beschloß er einen weiten Marsch durch das Land, der ihn befreien sollte. Nach seelischen Erregungen drängte Schweizerblut zur körperlichen Bewegung. Bubenberg mußte sich jeden Zorn und Ärger von der Leber laufen. Dabei hielt er den Kopf gesenkt, den Blick an den Boden geheftet. Er machte große Schritte, trug nicht einmal einen Stock, senkte die geballten Fäuste tief in die Taschen.

Als er sich gegen Abend auf dem Rückmarsch dem Walde von Muri näherte, spürte er mitten im Forst plötzlich die Urangst des einsamen, wehrlosen Geschöpfes. Es überließ ihn, als ob ihn eine Todesgefahr anrühre. Erst dann unterschied er, im Gegensatz zur Stille des Buchenwaldes, das Gebell der rasenden Meute. Sie kam näher. Hunde hekten irgendein Wild. In Bubenberg empörte sich das Rechtsbewußtsein des Schweizers, der sein Stück Vieh zu verteidigen hat. Er griff ein Stück Holz auf. Aus dem Gehölz brach ein flüchtendes Reh, hinter dem die geifernden Zungen der Verfolger wie Flammen brannten. Das Reh fühlte Rettung hinter diesem Menschenturm und flog deswegen geradewegs auf ihn zu. Bubenberg schlug dem ersten, kühnsten Hunde über den Kopf. Da sprangen ihn die anderen von der Seite und von hinten an. Er fühlte Tagen und sah Rachen mit blutigen Zungen, roch den scharfen, ägenden Atem des wilden Tieres. Das folgende war in seinem Gedächtnis verwischt. Er wurde von einem süßen Geruch wach und sah, wie neben ihm ein mächtiger Wolfshund den buschigen Schweif senkte.

Er selbst lag ausgestreckt am Boden, neben ihm kniete eine Frau.

Wie die Landschaft ganz anders wird, wenn man den Kopf schief hält, gewinnt das Gesicht andere Bedeutung, das man zum erstenmal liegend anschaut. Die Ehrfurcht und Liebe zu den Eltern ist sicher zum Teil darauf gegründet, daß wir sie zuerst aus unserer Säuglingswinzigkeit ganz von unten her sahen.

Die Hand der neben Bubenberg knieenden Frau ruhte auf seiner Stirn und drückte ein Tuch auf die Wunde. Er versuchte aufzublicken und traf in Augen, groß wie auf Buddhahildern, ganz schwarz, aber goldene Punkte leuchteten auf ihrem dunklen Grunde. Es war dieselbe Heiligenererscheinung, wenn auch ganz fremd und heidnisch, die er gestern über sich im Nachbarfenster gesehen hatte. Seine Gedanken verwirrten sich: Er sah im Puppentheater, in Muri, beim Jahrmarkt, sah die wunderbare Genoseva, dann Golo, den bösen, mörderischen Golo, mit Blatternarben und der gleich einem Türkenischwert gebogenen Nase, vor dessen brutaler Wirklichkeit das süße Bild verschwand. Sein Bewußtsein verlor sich weiter in freisenden Tiefen. Und dort packte ihn der Hundetraum, nur noch ärger als sonst, weil er nicht mehr stumm war, sondern von den Bestien des Kabassafal das Blutgeheul übernommen hatte.

Er lag in seinem Schlafzimmer, als er erwachte. Um den Kopf hatte er einen fest anliegenden, schmerzenden Widel. Sein Bett war kalt, durchschwitzt. Aber es war schon eine himmlische Erleichterung, wieder wach, in der hellen Welt, unter festen friedlichen Dingen zu sein, die er seit seiner Kindheit kannte, und die ihm wohlwollten.

Mit den ersten Kräften seines erwachten Bewußtseins blies er die Fegen des Abtraumes hinweg, um seinen Horizont mit fröhlichen Bildern zu bewölken. Er streckte sich aus und zauberte mit dem Erinnerungsvermögen das Antlitz wieder über sich, das sich zu ihm geneigt hatte: die mondgesichelten Augenbrauen über gleitenden Sternen, die roten vollen Lippen, die blendend weiße Zähne zu verstecken hatten, die durchsichtige, schimmernde Haut. Vom Hals herab hing eine Perlschnur mit einem eingroßen Topas. Er war vor ihm hin- und hergeschaukelt, als wollte er necken und Versprechungen machen. Er mißverstand damals noch so viel. Der Topas macht nie Liebesverheißungen, denn es ist der Stein der Keuschheit und bündigt das Blut. Selbst wenn Mars, der Abenteuer- und Verwirrungstifter, im Zenith steht und die Stunde regiert, kann immer noch der sanfte Topas helfen und retten.

Die Hunde hatten ihm nicht viel getan, mehr gekragt und beigeifert als zugebissen, wie es so ihre Art ist. Er stand schon nach ein paar Tagen wieder auf, frischer als vorher, weil seine Gedanken eine Richtung hatten. Zwar immer noch eine passive, er wartete. Jrgendein Zeichen von drüben mußte doch kommen, eine Nachfrage, wie es ihm gehe, eine Blume . . .

Als aber wirklich nichts kam, da war es ihm ganz klar, daß dieser Räuber und Teufel die Frau gefangen halte und hindere, das Einfache und Selbstverständliche zu tun, das hier in Bern sonst jeder getan hätte: sich für die Uebergriffe der eigenen Hunde zu entschuldigen. Und wieder kochte der Haß in ihm über. Diesmal schon näher, bewußter, bleibender, nicht nur Instinkt, sondern schon Ueberzeugung.

Wer war es überhaupt? Er wandte sich an die Polizei.

Die Berner kannten sich alle untereinander, es war ein Staat wie ein Verein. Der Polizeiwachtmeister seines Bezirks war mit ihm auf der Schule gewesen.

„Kabassafal Tschertek Mehmed Pascha!“

Zunächst einmal ließ er sich den Namen erklären.

Kabassafal heißt Schwarzbart. Mehmed ist der Vorname, Pascha der Rang, Tschertek Stammesbezeichnung. Kabassafal ist der unterscheidende Spitzname. Die Namen wurden ähnlich gebildet wie früher bei den Römern.

Kabassafal Tschertek Mehmed Pascha war in besonderer Sendung vom Sultan bei der Eidgenossenschaft beglaubigt. Der Kabassafal war daher außerstaatlich. Der Bundesrat vermochte seine Abberufung verlangen, weiter nichts. Der Schutz gegen seine Hunde konnte daher nicht durch Strafen durchgeführt werden. „Also schießen wir, wenn sie kommen!“ rief Bubenberg.

„Schade drum!“ meinte der Polizist.

„Bist du Hundeliebhaber?“

„Ich habe da drüben einen Rüden gesehen — in drei Teufels Namen, so einer fehlt uns draußen in der Zuchtanstalt!“

„Nimm ihn doch in Schutzhaft!“

„Wenn das ginge! Aber an deiner Stelle, Bubenberg-Hans, würde ich mir wirklich lieber einen fangen, als ihn umzuliegen. Es gibt da so Tierschadenbestimmungen im Alten Landrecht! Selbsthilfe, die in diesem Falle erlaubt ist.“

„Fangen? Diese Frösche sind ein wenig bissig!“

„Das lernt sich! Komm heraus in unsere Dressuranstalt. Es gibt eine Jiu-Jitsu gegen Hunde. Ich bringe es dir bei. Es kostet dich nichts!“

„Also bei euch soll ich das Hundestehlen lernen! Habt ihr auch eine Dressuranstalt für Taschendiebe?“

Die Dressuranstalt bestand aus einem weiten Gelände vor der Stadt, mit Stacheldraht eingezäunt und einem einstöckigen Verwaltungshaus. Die Hunde waren in Baracken untergebracht. Gezogen wurden nur Wolfshunde.

Der Anstaltsleiter freute sich über Bubenbergs Interesse, außerdem kannte auch er ihn bereits vom Militärdienst her; sie waren beide Artilleristen.

Bubenberg wurde in einen dicken Anzug aus Leder, Wolle und Watte gesteckt. In diesem Schildkrötenpanzer versuchte er die Hunde durch fliehende Bewegungen zu reizen. Sie hekten ihm dann auch nach und lernten es durch immerwährende Wiederholung und das Beispiel der schon Dressierten, ihn zu stellen und, wenn er sich wehrte, anzugreifen und umzureißen. Es geschah ihm nichts, es konnte ihm nichts geschehen, aber es ging doch höllisch auf die Nerven.

Die Zuchtlehrer brachten ihm dann die Abwehrgriffe und Schläge bei, mit denen er sich von den Hunden befreien konnte. Es waren naturgegebene Fehler, in die die Hunde beim Angriff immer wieder verfielen. Wenn man sie kannte, konnte man jeden nicht abgerichteten Hund in wenigen Sekunden erledigen.

Bereits nach ein paar Uebungstagen gewannen die Hunde in Bubenbergs Augen Gesichter. Bis dahin sah einer aus wie der andere. Aber nun unterschied er selbst bei gleichen Rassen und Familien Ohrstellung und Kopfhaltung, Schweifrichtung, Gebell und Lauf. Er hatte nicht mehr mit einer geschlossenen Meute, sondern mit Einzelwesen zu tun. Diese Fähigkeit betätigte er sofort bei seiner Nachbarschaft. Er konnte jetzt deutlich den Heerhund der Paschameute, den sie Marduf nannten, dessen Lieblingsfrau, die weniger begehrten Hündinnen, Kinder und eifersüchtigen Bettern voneinander unterscheiden, selbst wenn er sie nicht zusammen sah.

Je mehr er sich mit den Hunden draußen abgab, und die des Paschas beobachtete, um so häufiger überfielen ihn des Nachts die Wolsaugenträume. In vielen Spielarten war es im Endergebnis immer dasselbe: die Glutaugenlawine warf sich über ihn, um ihn bei lebendigem Leibe zu zermalmen. Manchmal begann der Traum mit einem einzigen Augenpaar, das am Horizont aufkam und sich alsdann millionenfach verteilte. Ein anderes Mal aber leuchtete zunächst der Sternenhimmel über ihm; er lag friedlich ausgestreckt auf einer Meeresklippe. Plötzlich aber spalteten sich die Lichter, ein jedes wurde zu einem Augenpaar und raste zu ihm herab. Rote Zungen gesellten sich unterwegs zu diesen Glutaugen. Er aber konnte kein Glied mehr rühren, lag schreckgelähmt über dem, von Oktopuffen wimmelndem Meere, obwohl er schon den zugigen Brand der Höllenschlangen dicht vor sich spürte.

Er gehörte zu den blonden, hochgewachsenen Männern, deren Statur Kräfte vortäuscht, die sie nicht besitzt, und die sich dessen schämt. Trotz Ueberlastung und Ueberspannung ihrer fesselichen Widerstandskraft wollen sie ein Ueber-ihre-Kraft nicht gestehen. Bubenberg fühlte, daß die Hundeheke ihm schädete, aber er wollte nicht aufhören. Und vor allem wollte er sich nicht zugeben, daß ihn am meisten das Geheimnis des Nachbarhauses mit den nach seiner Seite zu geschlossenen Fensterläden beunruhigte und zermürbte. Was geschah dort nachts hinter diesen Läden? Was trieb der Kabassafal, der aussah wie ein Menschenfresser? Wie hielt es die Frau neben ihm aus? Bubenberg konnte morgens sein Haus nicht eher verlassen, als bis er mit eigenen Augen gesehen hatte, daß Mirimah aufs Pferd gehoben worden war und mit dem Kabassafal und einem Diener, oder aber nur mit dem Diener und den Hunden in den Wald ritt, aus den nächtlichen Händen des Kabassafal wieder einmal gerettet.

Aber an einem Vormittag kam sie nicht. Er ertrug das Geheimnis des Nachbarhauses nicht länger. Seine Phantasie neigte zu Uebertreibungen. Greuelvisionen nahmen ihm die Selbstbeherrschung. Er holte aus seinem Waffenschrank den Feldstecher hervor, den er zu den Schießübungen gebraucht hatte. Damit suchte er drüben im Nachbarhaus die Spalten der verammelten Läden ab. Hat da nicht ein Mensch geschrien? Oder geseufzt? „Verdammt! Dieser sinnlose Wind! Das verfluchte Geäst! Was hat es zu ächzen! Ich werde abholzen lassen!“ Er sprang wie ein Wahnsinniger die Treppe hinauf und begegnete

sich im Spiegel. Er erschraf über sein eigenes Gesicht. „So geht es nicht mehr weiter! Ich kann nicht mehr lauern und warten! Krieg ist erklärt und nun muß geschossen werden. Wenn er nicht zu mir kommt, gehe ich zu ihm . . .!“

Den fast tauben Diener beunruhigte es wenig, daß Bubenberg laut mit sich sprach und am Uniformschrant hantierte. Er war froh, daß er ihn nun endlich gefunden hatte. Er fragte, ob der Herr seinen Waffenrock brauche, den Galaanzug oder den für ein Liebesmahl? und dann meldete er, daß ihn ein Herr David Bey zu sprechen wünsche.

Bubenberg versteckte den Feldstecher vor seinem Diener. Wenig Haltung verriet es, die Nachbarfenster mit einem Artillerieglas abzusuchen!

„Wer ist Herr David Bey?“

Der Diener wußte es nicht, hatte ihn noch nie gesehen.

„Schaut er türkisch aus?“

„Nicht wie der da drüben! Es scheint ein sehr gebildeter Herr zu sein.“

Immerhin — der Name klang türkisch. Schon darum war er Bubenberg interessant. Er empfing den gemeldeten Besuch.

Djavid Bey kam mit dem sonderbaren Anliegen, Bubenbergs Haus in Muri zu mieten.

„Wer hat Sie geschickt? Irgend ein Vermittler, den ich gar nicht beauftragt habe?“

Nein. Djavid kannte hier niemanden. Aber er könne Bankaffreditive vorlegen. Wenn Bubenberg das ganze Haus nicht vermiete, begnüge er sich mit ein paar Zimmern.

„Dort drüben hat schon ein Landsmann gemietet. Wollen Sie hier in Muri eine türkische Kolonie gründen?“

Das Gespräch war nun an dem Punkt angelangt, wo sich einer von beiden zunächst über seine Stellung zum Kabassafal erklären mußte.

Djavids Gesichtsausdruck blieb sanft. In jeder Lage seines kurzen abenteuerlichen Lebens war sein Gesichtsausdruck zunächst einmal sanft. Selbst als er vor ein paar Jahren unter seinem letzten Galgen stand — ein paarmal vorher war es bei den verschiedenen Umstürzen gut gegangen —, blieb er bis zum letzten Ruck der Schlinge sanft und hoffnungsfroh. Europa, die Hochfinanz des Westens, werde ihn nicht verlassen. Er verrechnete sich, dieses eine Mal . . . Damals bereits, als er mit Bubenberg verhandelte, genoß Djavid Bey das Vertrauen der Pariser Bankwelt.

Ruhig und geduldig wartete Djavid Bey, bis Bubenberg seinerseits als erster seine Stellung zum Kabassafal preisgäbe. Bubenberg aber schwieg. Er betrachtete die lange, geschwungene Nase des Türken, die ihn, weil deren Form dem Berner gänzlich fremd war, an einen Hammel erinnerte. Aber dunkelbraune Augen flankierten sie, tiefe, unerforschliche, weiße Augen, zu groß, um zornig zu blitzen, aber stets von einem inneren Leuchten belebt. Die bleiche Stirn war zurückgebogen, der ganze Schädelbau drängte nach dem auffallend großen Hinterkopf. Die Lippen blieben das einzig Häßliche an ihm. Aber er glückte die Verschlossenheit seines Mundes durch eine wohlklingende Stimme wieder aus, die Zahlen und Zahlungsverprechen wie Zitate persischer Gedichte darreichen konnte.

Djavid Bey ließ sich ruhig beobachten, nannte aber dann ganz unvermittelt einen phantastisch hohen Preis, den er als Miete zahlen wolle.

Die Bubenbergs waren früher Landsknechtführer, und auch der letzte Hans von Bubenberg konnte das Angebot einer großen Summe nicht ganz gleichmütig aufnehmen.

„Welche Miete zahlt der Teufelskerl da drüben?“ fragte er, und zeigte auf die verschlossenen Türen des Paschas.

Djavid Bey zuckte die Achseln. Das wisse er nicht. Aber eines wußte er jetzt: daß Bubenberg mit seinem Nachbar nicht freundschaftlich stehe. Djavid setzte also mutig hinzu, daß er den Kabassafal auch nicht fragen könne, er sei zwar sein Landsmann, aber er hasse ihn.

Bubenberg sprang auf, schüttelte den um drei Köpfe kleineren Orientalen: „Auf Sie habe ich gewartet!“

Bubenberg erfuhr nun folgendes:

Die Sultansherrschaft in der Türkei duldet damals keinerlei geistige oder politische Bewegung. Sie begnügte sich, das leise Faulen im Innern zu reglementieren und nicht zu stören. Jeder, der die Verfallserscheinungen bekämpfte, Staat und Gesellschaft nach westlichem Muster erneuern wollte, verschwand in den Kasematten von Erzerum oder in den Fluten des Goldenen Horns. Diese hatten sich aus kristallener Klarheit in ein gärendes, schwelendes Stickwasser verwandelt. Der Schlamm saß dort bereits so unergründbar tief, daß alle Versuche mißlangen, nur einen Pfeiler niederzubringen, man mußte sich mit Schiffsbrücken behelfen. Die jungen Patrioten hatten sich zu einem Verband zusammengeschlossen, dessen Wahlspruch war: „Ittihad we Terakki“, Einigkeit und Fortschritt. Da die Polizei Abdul Hamids mit jedem Mittel, mit Spitzeln und Verrat arbeitete, mußten sich die tatkräftigen „Jungtürken“ im Ausland aufhalten, um von hier aus den Umsturz vorzubereiten.

Aber Abdul Hamid sah nicht ruhig zu, sondern organisierte einen Geheimdienst, der auch im Ausland die Jungtürken überwachte und verfolgte. Dessen Chef war der Kabassafal. Djavid Bey aber gehörte zum jungtürkischen Komitee.

Der Kabassafal hatte bereits erreicht, daß Jungtürken in Paris ausgewiesen wurden. Die traditionelle Freundschaft der Franzosen mit der offiziellen Türkei duldet nicht, daß die Revolution von dort aus geleitet wurde. Berlin kam vollends nicht in Frage, nachdem der Kaiser Abdul Hamid als seinen Freund bezeichnet hatte. Aber sogar in der Schweiz waren einige Kantone von dem Kabassafal gegen die Jungtürken eingenommen worden, besonders Lausanne. Dort hatten sich die Russen unbeliebt gemacht, und der Kabassafal hatte den Argwohn der bürgerlichen Polizei auch auf die türkischen Studenten gerichtet, obwohl diese nicht das geringste mit Nihilismus oder Radikalismus im russischen Sinne zu tun hatten.

„Sie wollen also hier in meinem Hause Schießscharten gegen den Kabassafal anlegen?“

Djavid vermied es, in einer politischen Sache auf eine so unbequem gerade Frage zu antworten. Er beteuerte die zivilisierte, durchaus friedliche Gesinnung der Jungtürken, die nicht daran dächten, einen Gewaltakt gegen einen Landsmann im Ausland zu begehen. Sie hofften, das Ziel der Reform ohne Schießen zu erreichen, nur durch die Wucht ihrer Argumente und durch die Finanznot der Günstlingswirtschaft. Gerade seine Aufgabe sei es, das europäische Kapital über die Verhältnisse in der Türkei aufzuklären. Jede frische Anleihe bringe als Bedingung auch eine kleine Neuerung. Man käme auf diesem, der modernen Kultur allein würdigen Wege zwar langsam, aber sicher zum Ziel.

„Wo gehobelt wird, fliegen auch Späne!“ Bubenberg betrachtete argwöhnisch das sanfte Gesicht des Türken. Verschlagen war sein Ausdruck nicht, aber doch versteckt und verschlossen. Zugegeben, daß Djavid selber kein Gewaltmensch war, wer bürgte für seine Helfer? Wenn aber ein Attentat oder etwas Ähnliches von seinem Grundstück aus geschah, so waren Unannehmlichkeiten sicher. Aber auch dies hätte Bubenberg nicht abgesehen. Er hielt es nach ein paar unruhigen Streifzügen durch das Zimmer für das richtige, die Sachlage offen darzutun. Mochte dann der andere entscheiden, wie er wolle:

„Ich zweifle nicht an Ihren friedlichen Absichten, aber an der Möglichkeit, ohne Gewalt zum Ziel zu kommen. Wir Schweizer wissen, wie es in der Welt zugeht und halten deshalb unser Pulver trocken. Wenn es nicht sein muß, mischen wir uns nicht ein. Kommt in diesem Falle hinzu, daß dieser Kabassafal nicht all e i n dort drüben wohnt. Ich gönne ihm, glauben Sie mir, daß ihm eine Ladung Dynamit vor die Füße fällt. Aber er hat eine Frau in diesem Hause, die das sanfteste und seltenste Geschöpf ist, das ich gesehen habe. Es tut mir schon leid genug, daß die Geschichte mit den Hunden dazwischen gekommen ist und alles in meinem Hause mit dem drüben auf Kriegsfuß steht. Das geht schon so weit, daß der kleine Verschnittene, den sie dort drüben haben, meinem Diener nicht be-

gegenen kann, ohne daß er ein paar Ohrfeigen bezieht. An sich — sehen Sie, ich habe im Augenblick leider beruflich nichts zu tun, ich bin Elektroingenieur, die letzte Kraftanlage, die ich droben in den Bergen baute, ist fertig — ich bin schon zu einer Aktion, zu einem kleinen Privatkrieg, gestimmt, auch der Kabassafal wäre mir als Gegner recht. Aber der Frau darf um keinen Preis etwas geschehen!“

Djavid Bey lächelte, denn Bubenberg hatte ihm das Stichwort gegeben:

„Ich habe Ihnen ersichert, daß wir keinen Gewaltakt gegen den Pascha unternehmen wollen. Es wäre nichts dümmer als dies. Ihn von hier aus zu beobachten, wäre auch uninteressant. Was er macht, wissen wir. Seine Beziehungen zu den Regierungen liegen offen. Er verfolgt uns, nicht wir ihn. Auch für mich handelt es sich . . . Bevor ich weiter spreche, muß ich Sie bitten, mir Ihr Wort darauf zu geben, daß alles in diesen vier Wänden bleibt. Ich weiß, daß das Wort eines Schweizers noch etwas gilt.“

Bubenberg drückte ihm die Hand. Er fuhr fort:

„Für uns Türken ist es besonders schwer, über die Frau eines anderen zu sprechen, weil wir trotz aller politischen Fortschrittlichkeit von unseren Anstandsbegriffen nicht loskommen. Bei uns existiert eine Frau nur für ihren Mann. Sie erscheint in keiner Gesellschaft, sie geht nur in dringenden Fällen und in Begleitung aus dem Hause. Es gilt als Beleidigung, einen

Mann nach dem Befinden seiner Frau zu fragen. Und trotzdem handelt es sich für mich in diesem Falle nicht um den Kabassafal, sondern um seine Frau.“

Bubenberg unterbrach ihn, um ihm auch etwas über Anstandsbegriffe zu sagen und zu versichern, daß er nicht gewillt sei, über diese Frau eine Indiskretion zu hören und noch weniger ihr Vorschub zu leisten.

Aber auch diese Aufwallung war Djavid nur angenehm.

„Ich bitte mich nicht mißverstehen zu wollen. Sie werden schon gehört haben, daß die Frau des Kabassafal eine Tochter Abdul Hamids ist. Abdul Hamid hatte viele Frauen und viele Kinder. Wir Türken kennen, wenigstens bei den Frauen, ebenso wenig wie Sie die Vorurteile und den Begriff des prinziplichen Gebütes. Mirimah ist lediglich deshalb für uns von politischer Wichtigkeit, weil sie vielleicht im gegebenen Moment der einzige Weg ist, unsere Gedankengänge bis zu Abdul Hamid selbst zu leiten.“

Von dem, was unsere Zensur in der Türkei leistet, können Sie sich keinen Begriff machen. Um von Ihrem Beruf ein Beispiel zu geben: Das Wort Elektrizität gibt es bei uns nicht. Der Sultan hat Angst vor dieser unsichtbaren, seinem Leben vielleicht einmal gefährlich werdenden Kraft. Es gibt in der Millionenstadt Konstantinopel kein Telephon, kein elektrisches Licht, keine Straßenbahn. Ein Buch, in dem das Wort vorkommt, wird konfisziert.“

Fortsetzung folgt.

Bern vom Rosengartenlaus.

Durchs Tor hindurch! Die Ferne blank und klar.
Tief unter mir im Grunde liegt die Stadt.
Sie ballt gleich einer aufgeregten Menge
Zackig und giebelpfif die Dächerschar
Bernäueln wirr in eiferndem Gedränge.
Wie Hut bei Hut, so Dach zu Dach gereiht,
Auf allen Wegen strömen sie heran;
Umwölben dicht die schmalen Straßenzüge,

Rauernde Masse von Alltäglichkeit,
Gepfercht und gleichgemacht im Steingefüge.
Doch stolz beherrschend in das Bild gestellt,
Steilt sich das Münster frei und kühn heraus,
Ahnung und Zeichen einer andern Welt.
Es wächst aus der Gebundenheit der Mauern
Wie schwerelos empor zum Himmel auf —
Enge und Drang des Tages zu überdauern.

Walter Schweizer.

Der Unbekannte

Von Otto Zinniker.

Eines Tages geschah etwas, das die Bewohner des Städtchens mit geheimer Scheu erfüllte: Es wurde die Leiche eines Mannes aus der Mure gezogen. Solange der Unbekannte in der Totenkammer aufgebahrt blieb, ging ein Fragen und Flüßtern um, das wie ein Bächlein durch die Straßen und über die Türschwelle lief.

Wer war der Tote?

Keiner wußte es. Die einen behaupteten, es handle sich um einen Obdachlosen, den sie zuweilen beim Betteln getroffen hätten; andere sagten, er stamme aus einer Stadt weiter oben am Flusse, das Wasser hätte ihn hergeschwemmt. Aber es war nichts Gewisses in Erfahrung zu bringen, es fehlten die leisesten, kleinsten Anhaltspunkte, es waltete Geheimnis vor.

Am Dienstag läutete zu ungewohnter Stunde die Totenglocke. Es galt der Bestattung des Unbekannten. Kein Leichenzug begleitete ihn zum Grabe; niemand beweinte den von den Menschen Verlassenen; weder Verwandte noch Bekannte, weder Freunde noch Berufskollegen hatten sich zur Beerdigung eingefunden. Die amtliche Ausschreibung hatte keinen von ihnen zu erreichen vermocht. Herkunft, Name, Alter und irdische Laufbahn des Toten waren in rätselhaftes Dunkel gehüllt. Und ob der Fremde, der Findling, der Niemandstote einem Unfall zum Opfer gefallen, ob er aus Verzweiflung, Not oder Elend selbst hinübergegangen war, oder ob ein Verbrechen vorlag — geheimnisvoll und dunkel blieb auch dies.

Auf dem kurzen Wege zur Totenkammer bis zum Grabe folgte einzig der Pfarrer des Städtchens dem rohgezimmerten,

schmucklosen Sarge. Aber als der Namenlose in die Grube hinuntergelassen wurde, trat wie zufällig, mit dem Hut in der Hand, Architekt Ringeisen, ein Mann in den Vierzig, wegen seiner Tüchtigkeit einer der angesehensten Bewohner des Ortes, herzu. Wiederum wie zufällig hemmte er am offenen Grab seinen Schritt, lauschte andächtig, mit leicht zur Seite geneigtem Kopf, dem Gebet des Geistlichen, und als die ersten lehmigen Brocken auf den Sarg hinunterfollerten, warf er dem Toten einen grünen Zweig hinab, den er von einem Strauch gebrochen hatte. Von Architekt Ringeisen ging die Rede, daß er im Straßengraben zur Welt gekommen sei. Tatsache war, daß er, früh auf sich selber angewiesen, die peinliche Umklammerung des niedrig Geborenen gesprengt und aus eigener Kraft aus der Beschattung ins Helle reinen Menschentums gedrungen war. Hundertmal war ihm durch Zuträgerei die Schande seines Erzeugers ins Ohr geflüßtert worden; in hundert Variationen hatte er von ihm gehört: als Nichtsnutz, der seine Braut im Stiche gelassen; als liederlicher Kumpan, der das Geld seiner Eltern vertan; als Bruder Lustig, der Seßhaftigkeit nur am Iastisch bewiesen; als Trunkenbold und Messerstecher, der im grünen Wagen im Land herumgefahren . . .

Ein Berufsmeter, dem Ringeisen in den vierzig Jahren seines Lebens nie begegnet war.

Aber nun stand Architekt Ringeisen am Grabe des namenlosen, des unbekannten Toten. Durch irgendein Zeichen war er mitten in der Arbeit angerufen worden; er hatte den Anruf als Mahnung und Auftrag empfunden, an der Bestattung des Findlings und Niemandmannes teilzunehmen. Und da war er, werktätig gekleidet, zum Friedhof hinausgewandert. Behmütig lächelnd, mit ein wenig Mitleid, mit ein wenig Sehnsucht nach